

Mein Weg zur Schule

Meiner war sicherlich einmalig an Kürze, denn, wenn ich wollte, was auch öfters geschah, bevorzugte ich es über den Balkon meines Elternhauses zu klettern und schon befand ich mich im Schulgassl, unmittelbar vor dem Eingang ins Klassenzimmer.

Kurz und im Rückblick tauchen einmalige Bilder als Zeugen einer Zeit, die Geschichte ist, auf. Fassungslos und staunend kann ich es fast nicht für möglich halten, was sich innerhalb einer Generation verändert hat.

Man denke dabei nur an Moral, Disziplin, Gehorsam, religiöse Einstellung, Wohlstand, Technik, Technologie, usw.. Auch im Nahen und Kleinen spiegelt sich die Vergangenheit mit unverwechselbaren Erlebnissen wieder und erzählt, wie es damals war, was man damals empfand und in welchen Zwängen und Begrenzungen man damals lebte. Verdient die „alte Zeit“ wirklich als die „gute“ bezeichnet zu werden?

Wie vielerorts hatte auch St. Pauls zu meiner Zeit kein eigenes Schulhaus, die Klassen waren damals in verschiedenen Häusern untergebracht, so z.B. in der alten Feuerwehrrhalle am Abschluss des Oberdorfes. Weitere drei Klassenzimmer waren damals im sogenannten alten „Spital“ angesiedelt. Es hatte die Funktion eines Armenhauses nach den Idealen des hl. Vinzenz von Paul und wurde von den drei Barmherzigen Schwestern geführt.

Beim Altenheim (Spital) verlief westlich eben dieser Zugang zu den Klassenzimmern und zwischen Gassl und Spital befand sich ein großer Gemüsegarten, der von der Schwesterngemeinschaft und der Hausangestellten Moidl mit viel Liebe und Verstand gepflegt wurde. Auch die Heimbewohner wurden zur Mithilfe herangezogen. Die Kräuter und das Gemüse waren damals sehr wichtig als Vitaminspender und diente der geschmacklichen Veredelung, Nahrungsergänzung der damals so kargen Mittel.

Vom Solder aus konnten die Schwester Rosl und ich all das Treiben im Armenhaus verfolgen. Es war uns eine willkommene Abwechslung, mehr noch für meine Schwester Rosl, die gelähmt war. Für sie bedeutete der Balkon die Sicht in eine äußere Welt. So kam es, dass wir fast alle Bewohner mit Namen kannten. Oft unterhielten wir uns mit ihnen auf unsere Weise: wir neckten die Dementen (damals wurden sie einfach die „Norrn“ genannt) und nutzten auch andere Schwächen zu unserer Unterhaltung. Doch ich bin schon der Meinung, dass im Grunde dieser Kontakt beiden Teilen gut tat, denn die Heimbewohner suchten immer unsere Beziehung – sie war ihnen eine willkommene Abwechslung in dem wohl eher eintönigen Alltag.

Westlich vom Gassl befand sich mein Elternhaus und auf dessen Solder, wenn es witterungsmäßig irgendwie möglich war, saß meine zwei Jahre ältere Schwester Rosl. Sie war an Kinderlähmung erkrankt, konnte weder stehen noch gehen, noch ihre rechte Hand bewegen. Nur die drei kleinen Finger der linken Hand und den linken Arm konnte sie motorisch nutzen. Dafür war sie umso mehr mit geistigen Gaben gesegnet, sodass ihr eine außergewöhnliche Intelligenz und Musikalität geschenkt waren.

Im Gegensatz zu heute wurden damals Menschen mit Behinderung vom öffentlichen Leben ausgeschlossen und ohne jegliche Unterstützung und Förderung der Obhut ihrer Familien überlassen. Sie konnten weder die Schule besuchen noch am gesellschaftlichen Leben teilnehmen. So kam es, dass früher viele Menschen mit körperlicher oder geistiger Behinderung in Heime abgeschoben wurden. Schließlich kam es auch vor, dass Familien das Schicksal nicht akzeptiert und die eigenen Kinder versteckt gehalten haben. In der damaligen Zeit gab es für solche Fälle weder finanzielle noch moralische oder psychologische Unterstützung. Schwer wird es für Rosl gewesen sein, wenn ich zur Schule ging und mit den anderen Kindern spielen durfte. Doch ich war für Rosl das Tor zur Außenwelt. Ich liebte sie, bewunderte sie, denn sie hatte eine schnelle Auffassungsgabe und begriff vieles mit einer Selbstverständlichkeit – einfach so. Sie beherrschte das Lesen, die Rechtschreibung – ohne dass ihr das in einem speziellen Unterricht beigebracht worden war. Ich erinnere mich, wie sie ein pensionierter Priester in Religion unterrichtet und sie auf die Erstkommunion vorbereitet hatte. Die Erste Hl. Kommunion empfing sie als Einzige in der Kapelle des Armenhauses nur im Beisein von Eltern und Geschwistern. Doch ich sehe noch, wie sie sich über das weiße Kleid und der Feier gefreut hat. Später bildete sich Rosl durch Fernunterricht weiter, lernte Maschineschreiben und erreichte sicherlich den Bildungsgrad einer mittleren Reife. Sie gab Kindern Religionsunterricht und Nachhilfe. Für unsere Familie blieb sie bis zu ihrem Lebensende Mittelpunkt und Heimat.

Aber auch andere Erinnerungen an erlebte Geschichten rechts und links vom Schulgassl, über das ich auf kürzestem Wege mein Klassenzimmer erreichen konnte, werden wach.

Sehr oft trieb es mich hinaus auf den damals natur belassenen Weg, den Justinaweg, um mich mit den Mitschülern zu unterhalten, die dort aus Berg, dem Unter- und Oberdorf eingetroffen waren. So verbrachten wir Kinder voller Begeisterung gemeinsame Stunden beim Speckern, Templhupfen, Versteckelus oder Abklatschen. Nach der Schule mahnte die sonore Stimme meiner Mutter etwa so: „Schluss mit dem Stravanzen!“ Im Hause einer elfköpfigen Bauernfamilie mit Kühen, Schweinen und Hühnern gab es für jeden Mitbewohner Arbeit und Aufgaben und wir mussten uns den altersgemäß auferlegten Pflichten fügen.

Und war es Zeit für den Unterricht, öffnete sich die Klassentür pünktlich und wir waren angehalten zu Lernen. Disziplin war nicht unser Problem – dies wurde bereits zu Hause in vollem Ausmaß geübt.

Es war die faschistische Zeit, es herrschte volle Diktatur und italienischsprachiger Unterricht. Dadurch waren natürlich die Freude zum Lernen und die Einsicht für diese Notwendigkeit auch meist nicht vorhanden. Es fehlte das Verständnis, weil uns ja die Bildung in der eigenen Muttersprache versagt worden war.

Doch trotz allem genossen wir Bildung fürs Leben, denn mit der Lehrerin Bianca Conдини begleitete uns eine außergewöhnliche, mütterliche Frau, die ich mit zunehmender Reife immer mehr schätzen und bewundern muss. Wie gerne möchte ich mich noch bei ihr bedanken. Sie kam aus

Rovereto, war die Tochter eines höheren österreichischen Militärattachés, daher auch zweisprachig und uns Südtirolern wohlgesinnt. Als Staatsangestellte war sie allerdings auch dem damaligen Diktat voll verpflichtet und musste sich unterordnen.

Doch erinnere ich mich, wie es einmal geschah:

Wir hatten Kürbisse als Schweinefutter gezogen. Eines Morgens waren alle Kürbisse mit Hakenkreuzen versehen. Der Verdacht lag nahe, dass jemand aus unserer Familie diese verhängnisvolle Tat begangen hatte. So wurde mein Vater in die Kaserne gerufen und streng verhört. Meine Mutter wusste keinen Rat und bat die Lehrerin, uns zu helfen, da mein Vater nicht italienisch sprechen konnte. Sie zögerte nicht und ging nach St. Michael. Sie trat für meinen Vater ein, schilderte die familiäre Situation und hatte die Überzeugungskraft, sodass mein Vater frei kam. Wer die Übeltäter waren, weiß man bis heute nicht; damals war eine Internierung oft schnell passiert und wir hatten große Angst um unseren Vater.

Einen weiteren Beweis für den Charakter dieser großen Persönlichkeit möchte ich mit der folgenden Geschichte liefern: Sie schrieb und zeichnete mir in mein Erinnerungsalbum mit ihrer fürsorglichen Art und einer beinahe mütterlichen Liebe. Ein kleines Denkmal möchte ich ihr setzen durch die schriftliche Wiedergabe dieser Erlebnisse. Sie nutzte auch sonst täglich die Gelegenheit, uns im Guten zu erzieherisch zu formen und uns immer wieder religiöse und ideelle Werte zu vermitteln. So habe ich von ihr heute noch ein Büchlein, in Deutsch verfasst, mit dem Titel „Licht im Haus“. Darin gibt es viele Anregungen, wie ein Mädchen durch gutes Verhalten den Alltag der Familie positiv beeinflussen kann.

In der damaligen Zeit waren wir Jugendliche für jede Zerstreuung dankbar. Da meine ganze Familie musikalisch war und fast alle am Kirchenchor mitwirkten, war es auch selbstverständlich, dass ich mit weiteren sieben Mädchen zur Singprobe gehen durfte. Ich war nur froh, dass diese im Mesnerhaus stattfanden, das bedeutete für mich Freiraum in jeder Beziehung. Acht singbegeisterte, temperamentvolle, nette, lebensfrohe, begabte Mädchen waren wir. So bildeten wir eine unzertrennbare Gemeinschaft und es waren wunderbare Stunden, in denen wir so richtig fähig waren, die Jugend zu genießen. Meine Jugendjahre waren von dieser unbezahlbaren Freundschaft getragen. Auch manche Boshaftigkeit mischte sich in unser Verhalten – vor allem dem Benefiziat von St. Justina gegenüber – er war unser Singlelehrer und schon ein bisschen vom Alter gezeichnet und leicht geistesschwach. Im Grunde überwog aber das Gute, wir diskutierten ins Unendliche und machten Pläne für die Zukunft.

Der Krieg und die Front rückten immer näher, mein Vorsatz, die letzten Schuljahre die Klosterschule „Mariengarten“ zu besuchen, wurden zerschlagen, da Bozen bombardiert worden und das Krankenhaus von Bozen in das Kloster nach St. Pauls übersiedelt war.

Nach der Kapitulation Italiens und der deutschen Besatzung wurde in Deutsch unterrichtet. So hatte ich im letzten Schuljahr eine sehr fähige, einheimische Lehrerin aus Girlan, Frau Fanny Leimgruber, eine ehemalige Katakombenlehrerin. Auch ihr gehören mein Dank und volle Anerkennung.

Trotz Armut, Wirtschaftskrise, Option, Krieg und Wirrnisse hat sich für uns alle alles zum Besseren gewendet. Und wir, die noch leben, wollen unverdrossen und voller Zuversicht jeden Tag mit Freude annehmen: es gibt sie immer noch – die Höhepunkte und die schönen Stunden. Wenn es uns gelingt, Werte und Altbewährtes ins Heute zu retten, dann können wir froh und glücklich sein.

Eppan, im Juli 2013-07-31
Therese Christof Sanin
Geboren 1930 in St. Pauls